

Aus Ringen werden Ketten.

Roman von Robert Koftrausch.

(16. Fortsetzung.)

Und auf die große furchtbare Katastrophe folgten jetzt wirklich manche kleine Nadelstiche des Lebens. Fräulein Hegenwisch nahm den Laufgang damit, ihre Stellung aufzufundigen. Sie kam am Tage nach Düringers Verhaftung ins Zimmer, eine ausgefallene Zeitung in den Händen, und erklärte, sie könne nicht in einem Hause bleiben, von dem solche Dinge hier im Blatt ständen. Hedwig bemerkte kaum die Zeitung zu lassen, die Worte zu lesen, die dort standen. Die Notiz war nur kurz, war bündel und rüchlich gehalten, aber die Tatsache der Verhaftung war doch mitgeteilt worden. Ein draußendes Geräusch von aufgeregtem Blut war in Hedwigs Ohren; sie hörte die Worte des Fräuleins nur halb, das mit beleidigender Herablassung sagte, der Herr Regierungsrat werde da vielleicht seine Schuldschuld beweisen können, obwohl sie selbst ihn vor dem Hause der Schaulpielerin gesehen hätte, sie müßte aber doch auf ihren guten Ruf Rücksicht nehmen und gehen.

Endlich hatte Hedwig verstanden. Der beleidigte Stolz gab ihr Kraft und Haltung zurück. Sie stand auf, trat vor das kleine, hagere Fräulein hin, dessen blasse Mäufchen verlegen zu zittern begann. „Sie wollen gehen? Es ist gut. Aber keine Kündigungsfrist verstehen Sie? Das Ihnen zukommende Gehalt gebe ich Ihnen; dann aber verlassen Sie mein Haus, noch heute, noch in dieser Stunde, sofort.“

Berschämter, mortlos ging Fräulein Hegenwisch hinaus. Nach einer halben Stunde schon war sie fort. Aber ihr Beispiel wirkte. Auch das Hausmädchen kündigte, auch sie wurde sofort entlassen. Die Köchin allein, die schon bei Hedwigs Mutter gedient hatte, blieb getreulich in ihrer Stellung und besigte durch Klammern, verdoppelten Fleiß der Herrin ihre Anfangsarbeit.

Nun selbst im Hause zugreifen zu müssen, sich mit körperlicher Arbeit befassen zu können, war Hedwig nur lieb. Denn schwerer lastete auf ihr neben den Zweifeln und Sorgen, die sie quälten, auch die Wahrnehmung, daß einzelne aus ihren Kreisen anfangen, sich von ihr zurückzuziehen. Und sie war so wenig allein, mußte so vieles überdauern. Sie litt unter dem beinahe beständigen Zusammenstoß mit Eli wegen der vielen Fragen, die das Kind an sie richtete. Jüngelchen beipflichtete es ganz harmlos die Weise, die der Vater machen mußte. Ob er weit fort sei, wann er zurückkäme, was er sich wohl mitbringen würde. Bei diesen harmlosen heiteren Plaudereien litt Hedwig am schwersten. Ein paarmal mußte sie aufstehen und aus dem Zimmer gehen, um ihre Tränen zu verbergen. Einmal, als Eli von einem Spaziergang mit einer etwas älteren Freundin zurückkam, war sie zuerst in sich gekleidet und still; dann sagte sie plötzlich: „Du, Mutter, ich gehe nicht mehr mit Flora.“

„Warum nicht?“

„Nein, sie hat gesagt, Vater hätte was Böses getan. Doch habe ich sie sehen lassen und bin fortgegangen. Vater tut nichts Böses!“

Diesmal verlor Hedwig ihre Tränen nicht. Sie nahm das Kind in die Arme und küßte sein Gesicht mit weinenden Augen. „Ich danke dir, Eli“, sagt sie leise.

Des Kindes Worte hatten sie wunderbar getroffen. „Vater tut nichts Böses“ — war es nicht wie eine Versicherung von diesen unglücklichen Lippen, auf die sie glauben sollte? War es nicht eine Mahnung, ebenso fest an ihres Mannes Unschuld zu glauben, wie dieses Kind es tat? Sie war nicht eigentlich wachend geworden in diesem Glauben, aber eine dumpfe Geläubung hatte sie geküßt und ihr die Kraft geraubt, solchen Glauben in hilfreiche Tat umzusetzen.

Nun erst kamen ihr die eigenen Worte klar ins Gedächtnis zurück, die sie beim Abschied zu ihrem Manne gesprochen hatte: „Wenn ich etwas für dich tun könnte!“ Sie dachte, vergessend in diesen Gedanken. Er gab ihr einen schwachen Trost in ihrer angstvollen Abgeschlossenheit vor der Welt. Etwas für ihn tun, ihm helfen, seine Schuldlosigkeit zu beweisen! In der Hoffnung auf solche Möglichkeit allein lag schon Stützung und Wohltat. Aber was konnte sie tun? Sie ganz allein! Denn ja, hatte niemand den sie hätte fragen, der ihr hätte raten können. Ihre Mutter hatte geschrieben sie wollte kommen, aber Hedwig hatte gleich telegraphisch und geteilt, sie einstmals allein zu lassen. Sie schaute sich selbst vor dem Spiegel der geliebten, guten Frau.

Wenn sie Ritters Aufenthalt hätte herausbringen können! Wenn es ihr möglich gewesen wäre, diesen Mann herbeizurufen, der mit ein paar Worten imstande sein sollte, das Verhängnis Unschuld wiederzuerlösen.

Wollte sie sich und verehrte, den sie nicht wie nichts anderes auf der Welt.

Mit einer lebhaften Bewegung stand sie auf. Der Wunsch war ihr gekommen, auch ihre eigenen Antworten auf diese Briefe aus der Verlobungszeit noch einmal zu lesen. Sie lagen sicher im Sekretär ihres Mannes, wo diese hier gelegen hatten. Sie war ja dabei gewesen, als der Kommissar sie fortgenommen hatte, und konnte die Schublade genau, wo sie verpackt gewesen waren. Sie nahm die Lampe und ging über den Korridor in Brunos Arbeitszimmer. Die rechte Stille des Raumes, dem sein Bewohner fehlte, durchschauerte sie, doch waren ihre Gedanken zu sehr auf das bestimmte Ziel gerichtet, um sich für längere Zeit von ihm ablenken zu lassen. Sie trat die Schürze ab, die Bruno ihr beim Scheiden gegeben hatte, und öffnete die Klappe des almodischen, ihr seit frühesten Tagen vertrauten Sekretärs, der noch von ihrem Vater stammte. Da war in der Mitte der offene, mit einem griechischen Viehweiden aus Mahagoni überdachte Raum, den zwei kleine Säulen, den Giebel tragend, flankierten. Da waren rechts und links davon auf jeder Seite sechs braune Schublade mit weichen Knöpfen aus Horn, da war ganz unten rechts die gesuchte Schublade, aus der die Briefe stammten. Sie sprang wie ein querulendes, tragendes Architekturglied in gebogener Linie um ein Stück weiter vor als die anderen; der Knopf an ihr war abgeprungen, und nur noch sein Stiel aus Horn gestattete das Herauskönnen.

Nach hatte Hedwig die Schublade vorgezogen und schaute hinein. Ja, war die leere Stelle wo die Briefe gelegen hatten. Und ganz hinten sah sie auch das Paket mit Papieren, die sie selbst beschriebene hatte. Da es locker mit einem roten Bande gebunden war, fielen einige von den Briefen heraus, und Hedwig mußte die Schublade ganz weit vorziehen, um auch diese Blätter noch fassen zu können.

Stehend begann sie zu lesen beim Lichte der Lampe, die sie auf die Klappe vom Sekretär gestellt hatte. Doch je mehr sie las, um so mehr umwollte sich ihr Gesicht. Unzufrieden schüttelte sie ein paarmal den Kopf und murmelte dabei: „Wie kalt — wie förmlich — wie fremd!“ Mit merkwürdiger Reifer Zurückhaltung hatte sie die warmen, überquellend herzlichsten Worte des Verlobten beantwortet. Wie ein Spiegel waren ihr diese Briefe, worin sie das eigene Bild erblickte, und sein Ansehen beschämte sie. Die Augenblicke des Lebens waren Augenblicke der Selbstkenntnis für sie. Nun erkannte sie, wie sie, was ihrem Manne die langen Jahre der Ehe hindurch an ihr gesagt haben mußte.

(Fortsetzung folgt.)

Das gefährliche Alter

Novelle von Anna Goldschmidt.

Frau Susse sah noch allein an dem geburtsärztlichen betragenen Kauffeisch und las die Briefe, soweit sie ihr Mann schon geordnet und gelesen hatte. Dann hatte er sich genachig von Heberzeyer angezogen, sich den gut, den Susse genau wie alle Tage vor seinen erst zurückgehenden Augen abgegrüßelt hatte, mit einem prüfenden Blick in den Spiegel auf den Kopf gesetzt und war ins Amt gegangen, so pünktlich und pflichtgemäß wie immer; der liebe Weibchen, der doch heute der Mittelpunkt der Welt des Tages war. In allen Dingen, auch in dem von ihrer Mutter, hieß es: „Neuzeit gilt mein Schreiben in erster Reihe dir, mein lieber —“ usw. Ja, ja, heute war nun ihres Mannes fünfzigster Geburtstag. Sie hatte ihn doch herantommen lassen, sich lange und würdig darauf vorbereitet. Drei Monate lang hatte sie an der Stütze für den Klubsessel gearbeitet, und gestern abend war sie habicht gewesen, so viele Karten und Torten hatte sie zur Feier des Tages geordnet. Ihm schmeckte ja nur, was sie sah, dem lieben, alten Karl. Ja, alten! Wie alt er war, das wurde ihr auf einmal heute so recht klar durch die vielen wohlverdienten Ehreungen, die ihm von allen Seiten dargebracht wurden. Alle wünschten ihm, daß er noch lange seine große Arbeitsfreudigkeit behalten — nanu, war er denn schon im Pensionatsalter? — daß er noch recht viele Jahre so rüstig bleiben, der Dritte gar, daß ihm ein heiterer Lebensabend beschieden sein möge. Himmel, nein, schon der Abend? Wenn sie denken sollte, daß sie in fünf Jahren schon dieselben — Anian, das war ganz ausgeschlossen! Erstens hatte außer den Alternativen kein Mensch eine Ahnung, daß sie schon — na, also, daß sie nur fünf Jahre jünger war, als ihr lieber, alter Gethnopp. Und zweitens, die Alternativen, die es wußten, die glaubten es ebensoviele, wie sie selbst. Sie war ja noch so junglich, die Frau Susse, sie war

das belebende Element im Hause neben dem ersten, pflichterfüllten Mann. So ernst und pflichterfüllt war — alt, ja, alt im Gegenstand zu ihr, war er schon vor zwanzig Jahren gewesen, als sie sich geheiratet hatten. Und dann war der Bub gekommen, und die Mutter war die launende Gezielin, seine Vertraute in allen Spielen und Schindeln, sein — wie sagte doch ihr Mann immer? — sein Kumpan geworden. Der Papa war für den Jungen immer die ernste Seite des Lebens gewesen, die lebendige Mahnung zur Pflicht, die einem ja Furcht und Bewußtsein erfuhr, die sich beim Herrn Lehrer entzündete und dann zu Haus ein furchtbar Strenggericht hält.

Eben hielt Frau Susse den Brief ihres „Kumpan“ in Händen. Man hätte es schon an ihrem Gesicht sehen können. So strahlte sie nur, wenn sie etwas von Karl-Heinz erzählte oder las. „Ein frecher Kerl!“ sagte sie mit entzündetem Stolz, „die Frechheit hat er von mir.“ Er hatte seinen Vater sechs Schläpfe in auffallend schreienden Farben geschickt, die der im Leben nicht tragen würde. Vielleicht sah der Schlingel von Sohn diesem Erbe, das loslöcher im nächsten Wäschenpaket wieder beigelegt war, nicht ungen entgegen. „Deine Schläpfe! Ich will zum Himmel, teurer Erzeuger! Sträube dich also nicht, einmal fahre, von Deinem hochgeborenen Sohn ausgesucht zu werden. Ich sage dir, Du wirst herausgefunden werden und Sägen von neuem den Kopf verkehren.“ Susse war sie immer beim Vornamen. „Und tränte dich nicht, wenn sie es so teuer sind. Für meinen alten Herrn kenne ich keine Sparmaß.“ Susse durchdrachte bei allem Vergnügen an der Sache ein leichter Scherz. Was würden die wieder kosten? Selbstverständlich hatte der Tag nichts doch wieder ansprechen lassen, er selbst verdiente doch noch keinen Pfennig.

Susse ergriff den nächsten Brief, und jetzt lächelte sie laut auf, trotzdem sie nur den selbstgeschlossenen Brief in Händen hielt und bei Professor's das Briefgeheimnis herrschte. Sie konnte doch seinen Inhalt. Und sie freute sich schon, wenn sie ihn dem „Kumpan“ erzählen konnte, ihn und seine Wirkung. Sonst hatten sie immer gemeinsam an dem Geburtstagskaffee gearbeitet. Einmal waren sie als zwei Clowns erschienen und hatten so ihre witzigen Weinschlüsseln vorgelesen. Eine Anspielung darauf, daß der geplagte Mann und Vater wenige Tage vorher, als ihn die beiden bei der Arbeit gar zu sehr gestört hatten durch ihre geschwätzige Vergnügtheit, sie wütend angegriffen hatte: „Ihr seid ja die reinen Clowns!“ „Ach ja, sie und ihr Junge, ihr Karl-Heinz. Keiner wollte übrigens glauben, daß er ihr Junge war. In Geschäften hielt man sie immer für seine ältere Schwester. Wie er lachen würde! Sie freute sich schon ordentlich darauf, wenn sie ihm vornehmen würde, wie der Vater ausgehen, als er diesen Brief gelesen. Wie seine kurzschichtigen Augen hinter den Brillengläsern immer größer geworden seien vor lauter Staus und Schreie, wie er ihn so ratlos-erschrocken, wie er ihn so ratlos-erschrocken, so grübelnd-wichtig angesehen habe, wie ein wissenschaftliches Problem, um dann zu sagen: „Frauchen, was sagst du zu diesem Brief? Sollte man diese Schamlosigkeit für möglich halten bei einem weiblichen Wesen?“

Denn so, genau so würde es kommen, sie kannte ihn ja so genau, ihren guten, altmodischen Mann, er war ja so moralisch. Was würde er sagen zu dem Schreiben, Eimer, die er einst geliebt und die ihn immer noch liebte? Ein inniger Liebesbrief war es, und drei Vergleichen hatte sie hineingelegt. Kein Wort hand darin, was nicht wahr war. Sie schätzte und liebte ihren Karl wirklich so. Nur daß sie, seine ihm ehlich angeordnete Frau, seine Susse, die Schreiberin, und daß der Brief mit seiner eigenen Schreibmaschine geschrieben war, stand nicht darin. Sie hatte sich dazu extra im Tippen geübt. Der Brief trug den Poststempel Berlin. Sie hatte ihn, an ihren Mann adressiert und frankiert, in einem Schreiben an ihren Berliner Bruder mit beigelegt und ihn gebeten, ihn einen Tag vor Karls Geburtstag dort in den Briefkasten zu stecken. Robert hatte das auch pünktlich befolgt. Zu ulkig war die Sache.

Es klingelte. Desephens flogen ins Haus, Bumentörbe wurden abgehoben und Torten, Torten, Torten — Susse's Hausfrauenherz erbeute unter dem süßen Segen. Wo sollten sie die alle hineinsetzen? Sie wählte in Gedanken die Opfer in der Reihenschaft aus, denen sie außer Karl-Heinz noch drei Gratulanten wählte. Die ersten Gratulanten kamen. Jetzt war Frau Susse auf der Höhe. Alle bewunderten sie, sie sah selbst auch, wie sie dem Ansturm gerecht wurde und all die Gratulanten, die sich offener untereinander gar nicht konnten, unter einen Hut zu bringen wußte! Ihre unbefangene Herzlichkeit benahm der Stunde alles Stiefel und Heirliche, schaffte eine allgemeine Unterhaltung und bewirkte, daß jeder sich

würde die Sache abgetan. „Bildlich? Beste, wer ist glücklich vor seinem Tode? Abstriche hat jeder zu machen, Enttäuschungen haben wir alle, aber —“ Susse dankte für die kluge Verteilung, für die matte Anerkennung „einiger“ immerhin „höchst schätzenswerter Eigenschaften“, die sie besaß. So! Sie mußte das Papier zusammen und steckte es in den Mantel. Gottlos, daß sie sich nicht bei Robert angemeldet hätte — sie fuhr sofort zur Bahn zurück und reiste weiter. Drei Stunden später war sie bei ihrer Mutter. Wie sie dahingekommen, sie wußte es selber nachher nicht. Die Fahrt hatte sie wie im Traume gemacht.

In geschlossenem Trost war sie dann zum Hause ihrer Mutter gefahren, und dort heulte sie sich nun aus. Vor dem Berliner Postbeamten war sie eine alte Frau gewesen; hier, bei ihrer Mutter, zu der allein es war in ihrer Not gezogen hatte, war sie wieder ein ganz junges Weib, hilflos und außer sich in seinem ersten herben Enttäuschungsstadium. Nach wenigen Minuten, nachdem sie auf der alten Dame fortwährendes „Da genies doch wenigstens ein klein wenig, du wirst ja ohnmächtig vor Hunger“ etwas Kaffee und Kuchen hinhingewürgelt hatte, wußte die Mutter alles. „Du bist schuld“, sagte sie, und nur ihrer aufgeregten Haltung und ihrem kalt abweisenden Gesicht konnte man es ansehen, wie wütend sie innerlich auf den leichfertigen Schwiegersohn war. Aber sie war keine von denen, die ihre Kinder bedauern, wenn sie es selbst schon gar so sehr taten. Der Vorwurf war ihre Art der Tröstung, und sie mußte nicht schlecht verlangen, denn in allen Lebensnöten suchten sie die alte Mutter als letzte Hilfe und Rettung auf.

„Wie? Mutter?“ fragte Susse hilflos, unter Tränen. „Was machst du so dumme Scherze?“ riefonerte die Alte fest und selbstsicher. Das Resolute, das Frau Susse sonst hatte, das hatte sie von der Mutter geerbt. Nur bei der Tochter war es ins Weichere, Lustigere übergegangen. „Zu solchen Albernheiten bist du zu alt, und überhaupt, solche Versuche macht man nicht bei einem Mann, die sind immer gefährlich.“ „Aber Mutter, bei Karl! Er ist doch schon so alt, Wäutchen, so alt gegen mich. Neulich hat ein Herr zu ihm gesagt, wie er sich eine so junge Frau geheiratet habe. Alle finden mich so jung gegen ihn.“

„So? Findet er es auch? Frag ihn doch mal. Nein, du darfst den Ansturm nicht mit ihm anstellen, mit einem Mann, der im gefährlichen Alter ist.“

Frau Susse, die bei den harten Worten ihrer Mutter wieder in die Taschentuch hineingekniffelte, hob ihr rotgeweintes Näschen daraus hervor. „Mit fünfzig Jahren ist er im gefährlichen Alter, Mutter?“ sagte sie vorwurfsvoll. „Als wir voriges Jahr unseren achtzehnjährigen Karl-Heinz in die Großstadt geben wollten, sagtest du: „Ja, nicht! Geht ihn in ein streng solides Haus in einer kleinen Stadt, er ist jetzt im gefährlichen Alter.“ Als wir ihn verheiratet waren und ich Schindeln hatte, da schriebst du: „Du bleibst hübsch auf deinem Stuhl sitzen und lächle deinen Mann nicht so viel allein, er ist jetzt gerade im gefährlichen Alter.“ Da war er dreißig. Als ich vor zehn Jahren Cousine Emma einladen wollte, riefest du bringend an: „Man läßt sich kein junges, hübsches Mädchen ein, wenn der Mann im gefährlichen Alter ist.“ Da war er vierzig. Und neulich erzähltest du mir, die alte Frau Becker sei doch recht dumm, daß sie ihren Mann jedes Jahr vier Wochen allein ins Bad reisen lasse. Man reise hübsch mit, wenn der Mann im gefährlichen Alter sei. Herr Becker ist zwanzigjährig. Immer, immer muß der Mann geheilt und mit Vorsicht behandelt werden? Ja, wann ist denn der Mann eigentlich nicht im gefährlichen Alter?“

„Ne!“ sagte die Alte in dumpf prophetischen Ton. „Ne! Er ist immer im gefährlichen Alter, immer. Das hängt an, wenn er noch nicht trocken hinter den Ohren ist, und hört erst auf, wenn er stirbt.“ Und sie sah so zornig aufgetrübter, und ihre Stridankeln klapperten so hebrochlich schnell, als sei sie die strotzende Gerichtsbarkeit selbst über die Dummbühnen und Sünden der ganzen Welt.

„Der liebe Reffe. Erbonkel (auf dem Sterbebett): „Ja, mein lieber Reffe, mit mir liegt es sehr schlecht; mach' dich auf alles gefaßt.“

Reffe: „Auf wie viel denn, lieber Dntel?“

— Boshafte Frage. Vetter's Pfäulein: „Glauben Sie mir, ich habe auch mal verstanden, die Männer zu nehmen.“

— Und warum haben Sie keinen behalten?“

— Die Witwe. „Ihr verlorbener Gatte hatte ein Bierger.“

„Aber ein treues, Herr Sanitätsrat!“

— Der liebe Reffe. Erbonkel (auf dem Sterbebett): „Ja, mein lieber Reffe, mit mir liegt es sehr schlecht; mach' dich auf alles gefaßt.“

Reffe: „Auf wie viel denn, lieber Dntel?“

— Boshafte Frage. Vetter's Pfäulein: „Glauben Sie mir, ich habe auch mal verstanden, die Männer zu nehmen.“

— Und warum haben Sie keinen behalten?“

— Die Witwe. „Ihr verlorbener Gatte hatte ein Bierger.“

„Aber ein treues, Herr Sanitätsrat!“

Susse sah blaß aus. Es macht blaß, wenn man so anhaltend und erfolglos über ein und dieselbe Frage nachgrübelt, und sie tat das immerzu, immerzu. Warum hatte ihr ihr Mann den Liebesbrief nicht gezeigt? Schließlich konnte sie es nicht mehr aushalten. Sie, die lustige Susse, sollte dasjenige und Trübsal blasen? Das war gerade etwas für sie gewesen. Unfinn! Sie mußte etwas tun! Die Sache fortführen! Entweder gab es einen Riesenkrach oder einen Hauptstoß, eins von beiden. Aber dieses Herumfliegen und Schlingern und Aergern hatte sie satt. Jetzt war sie ganz wieder die Alte. In scherzhaften sowie in verbriehtlichen Dingen — sie wußte noch nicht recht, zu welcher von diesen beiden Arten die Sache gehören würde — tatkräftig und gerade auf ihr Ziel gerichtet.

Wenige Augenblicke später sah sie am Schreibtisch, und die Feder flog nur so über das Papier. All ihr Staunen und ihren Jörn gab sie in eine heisse, leidenschaftliche Liebesphrase. Dieser Brief sah anders als, als der vorige. Der war wahr und echt gewesen von Anfang bis Ende, und nur die Unterfertigung hatte gefehlt. Hier redete sie sich in eine schwüle, überspannte Blut hinein, fiel den Mann — zu ulkig, ihr Gatte vor der Adressat — mit dröhnigen, verführerischen Redensarten an. Sie schrieb Wahres, was unwohr wurde in dieser Form und ihm andere Deutung gab. „So sehr ich dich, daß ich dich neben mir gesehen habe alle die Jahre, die ich dich liebe, daß ich Deine Stimme höre, ja, nachts Deine Nähe, Deine Umarmungen fühle.“ Zwischendurch lachte sie, aber es war kein harmloses neckisches Lachen; Schadenstroph, in gieriger, angstvoller Reue lagte sie über ihren Streich. „Doch du mir und meinen Dualen soll nicht die Rede sein, sondern von Dir und nur von Dir. Ob wir uns noch einmal begegnen im Leben, ob Du je meinen Namen erfährst, hängt von diesem und dem Vertrauen, was Du mir entgegenbringst. Ich will nur eins wissen: bist Du glücklich? hat die Frau, die Du geheiratet hast, Dich glücklich gemacht? Verleihe sie dich, kann sie dich würdigen und hat sie dir nie eine Enttäuschung bereitet? — Wenn Du diesen Brief nicht beantwortest, ist es mein letzter. Schreibe Du mir unter Chiffre M. D. 50, Postamt 6, postlagernd Berlin, so —“

Susse verging die nächsten Tage bald vor Ungebuld und Aufregung. Robert hatte auf ihren Wunsch auch diesen Brief ebenso pünktlich befolgt, wie den ersten, aber er schrieb an sie: „Ihr feiert wohl jede Woche Geburtstag, daß bei euch die Festschere gar nicht aufhört?“

Susse behauptete plötzlich ihrem Mann gegenüber, erholungsbedürftig zu sein und zu ihrer Mutter reisen zu müssen. Sie fand, daß ihr Mann überraschend schnell einwilligte. Er war doch sonst nicht darauf, daß sie ihn allein ließe. In Berlin, durch das ihre Reise führte, meldete sie sich nicht an. Sie „wollte Robert überraschen.“ So konnte sie von der Bahn aus gleich nach dem Postamt fahren. Sie mußte Gewißheit haben, sie mußte. Sie mußte sehen, ob ihr Mann imstande war, auf einen Brief wie den letzten einzugehen. Und wie er es tat! Ob stilllich entriefft, lechhaft mahnend und mit der ehlen Wöschit, ein fräuchelndes Wesen wieder auf den Pfad der Tugend zurückzuführen, oder aber — Herr Gott, sie hätte doch immer gefunden, daß die Autos so schnell gingen, aber heute dauerte es doch eine Ewigkeit, bis sie am Ziel war. Endlich war sie dort, endlich, endlich kam sie dran am Schalter, eine ganze Reihe Wartender hatte vor ihr gestanden. Sie wurde rot und zog den Säuleier über das Gesicht. Was wohl der Postbeamte dachte, wenn eine Frau in ihrem Alter nach einem postlagernden Brief fragte. Zum erstenmal in ihrem Leben, in ihrer Scham suchte sie, daß sie eine alte Frau war.

„Ja, es war ein Brief unter dem angegebenen Chiffre da. Jetzt schämte sie sich nicht mehr, sie sah nicht mehr trocken hinter den Ohren ist, und hört erst auf, wenn er stirbt.“ Und sie sah so zornig aufgetrübter, und ihre Stridankeln klapperten so hebrochlich schnell, als sei sie die strotzende Gerichtsbarkeit selbst über die Dummbühnen und Sünden der ganzen Welt.

„Der liebe Reffe. Erbonkel (auf dem Sterbebett): „Ja, mein lieber Reffe, mit mir liegt es sehr schlecht; mach' dich auf alles gefaßt.“

Reffe: „Auf wie viel denn, lieber Dntel?“

— Boshafte Frage. Vetter's Pfäulein: „Glauben Sie mir, ich habe auch mal verstanden, die Männer zu nehmen.“

— Und warum haben Sie keinen behalten?“

— Die Witwe. „Ihr verlorbener Gatte hatte ein Bierger.“

„Aber ein treues, Herr Sanitätsrat!“

— Der liebe Reffe. Erbonkel (auf dem Sterbebett): „Ja, mein lieber Reffe, mit mir liegt es sehr schlecht; mach' dich auf alles gefaßt.“

Reffe: „Auf wie viel denn, lieber Dntel?“

— Boshafte Frage. Vetter's Pfäulein: „Glauben Sie mir, ich habe auch mal verstanden, die Männer zu nehmen.“

— Und warum haben Sie keinen behalten?“

— Die Witwe. „Ihr verlorbener Gatte hatte ein Bierger.“

„Aber ein treues, Herr Sanitätsrat!“